

Es geht ums Tun, nicht ums Zeigen

Der Schauspieler Willem Dafoe erzählt, was er an Regisseuren schätzt, warum er gern ein anderer ist und was ihn an dem Film „Poor Things“ fasziniert. *Von Mariam Schagbaghi*

Selten herrschte so viel Einigkeit. Beim Filmfestival von Venedig konnten sich alle auf Yorgos Lanthimos' Science-Fiction-Komödie „Poor Things“ mit Emma Stone und Willem Dafoe verständigen: originell, wagemutig, provozierend. Zu Recht wurde der Film mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet. Und Hauptdarsteller Willem Dafoe wird für den Oscar gehandelt. Nach dem Streik der Schauspieler gab es nun beim Filmfestival in Marrakesch die Gelegenheit, mit dem 68-Jährigen über den Film zu sprechen.

Mr. Dafoe, wie haben Sie sich die schräge Welt des Wissenschaftlers Godwin Baxter angeeignet, den Sie in „Poor Things“ spielen?

Im Drehbuch ist diese Welt vollständig und reich beschrieben. Allein „mein“ Haus war dann so detailliert ausgestattet, dass ich oft durch die Kulissen spazierte, um die Kleinigkeiten zu bestaunen. Ich bin sowieso jemand, der gern auch in den Pausen am Set bleibt, statt im Trailer zu sitzen. Lieber schaue ich der Crew über die Schulter, so gräbt man sich noch tiefer in die Geschichte hinein. Es gab jedenfalls viele Gegenstände, mit denen ich spielen konnte, Dinge, die mir verriet, wie meine Figur zu sein hatte. Sie wurden „meine“ Gegenstände und halfen sehr, um diese künstliche Welt zu artikulieren.

Noch stärker als Ihr ausdrucksvolles Make-up? Ihr Gesicht ist von Narben und Nähten gezeichnet, mit verschobenen, fast kubistischen Gesichtszügen wie von Picasso...

Natürlich ist das Make-up grandios. Wenn ich stundenlang im Make-up-Stuhl sitze, sehe ich zu, wie ich immer mehr verschwinde und jemand anderes zum Vorschein kommt. Das hilft mir sehr beim Vortäuschen: Wenn du nicht aussiehst wie du selbst und dich anders fühlst, musst du jemand anderes sein.

Wie lange saßen Sie denn jeden Tag in der Maske?

Das verrate ich nur ungern. Die Zahl soll keinen Zuschauer ablenken, und letztlich ist es doch egal, ob es zwei oder sechs Stunden waren. Ja sicher, es war schon ziemlich lang! Man kann währenddessen auch nicht schlafen oder sich mit etwas Sinnvollem beschäftigen. Ich war oft viele Stunden vor den anderen am Set.

Sie spielen den Chirurgen und Wissenschaftler Dr. Godwin Baxter, der eine Tote zum Leben erweckt. Geist und Körper sind bei seinem Experiment noch nicht kongruent, die junge Frau bewegt sich ungenau, ihr Tun ist triebgesteuert und unberechenbar. Der Wissenschaftler muss ihr alle Grundzüge des Lebens beibringen. Was für eine Vorbereitung erforderte diese Rolle?

Ich musste lernen, all das zu tun, was Baxter als Chirurg tut. Also war ich in einer Leichenhalle und habe von einem Spezialisten gelernt, wie man fachkundig Schnitte macht und näht. Das klingt etwas schräg. Auch wenn wir sein Handwerk nicht so genau sehen, half mir dieses Training, um in den Szenen effizient zu sein und mich selbst zu überzeugen, dass ich durchaus den Chirurgen gut vortäuschen kann.

Hatten Sie schon während des Drehens eine Ahnung, wie einzigartig dieser Film sein würde?

Nein, aber ich kannte die Arbeiten von Yorgos Lanthimos, das Drehbuch war ein Traum und der Prozess des Drehens eine große Freude. Aber dieser Film hat so viel mehr Besonderheiten, dass ich mich wirklich freue, dass er bisher so viel Applaus von Filmkritik und Festivals bekommen hat. Noch ist er nicht für das Publikum zu sehen gewesen. Erst dann wird sich zeigen, wie er in den einzelnen Ländern ankommt. Aber ich selbst liebe ihn sehr.

Was genau begeistert Sie?

Erst einmal die Hauptfigur aus der wunderbaren Romanvorlage von Alasdair Gray: Sie hat den Körper einer Frau, aber das Hirn eines Kindes. Das macht sie zu einem Menschen, der rasant schnell lernt und der keine gesellschaftlichen Konventionen oder Kompromisse kennt. Sie ist völlig unschuldig und zugleich der weiseste Mensch der Welt. Sie durchschaut vieles und spricht treffende Wahrheiten aus. Der Humor und die Tiefe des Films rühren daher, dass wir entdecken, welche Beschränkungen wir uns auferlegen lassen und akzeptiert haben, ob in der Liebe, der Sexualität oder anderen Bereichen.

Yorgos Lanthimos versteht es, ganz eigene Welten zu schaffen, bis ins kleinste Detail, ob bei Kostümen oder Szenenbildern. Wie sehr spielt Ihnen das in die Hand?

Es ist das Beste, was ein Regisseur tun kann. Mir bringt es nichts, wenn ein Regisseur die Psychokarte zieht und mir zuraunt: „Erinnere dich an deine Mutter...“ Die besten Regisseure – jedenfalls die, die mich faszinieren – sind die, die ein durchdachtes Universum er-

schaffen. Wenn der Schauspieler diese Welt betritt, sagt sie ihm, was er zu tun hat. Das funktioniert. Ich reagiere einfach auf die Dinge, die im Raum sind, arbeite mit den Gegenständen, lasse mich von ihnen beeinflussen.

Ist das Yorgos Lanthimos' individuelle Arbeitsweise?

Viele Regisseure sind auf eine Sache fixiert: wie sie drehen, wie die Story sich entwickelt oder was die Psychologie ausmacht. Yorgos aber ist das ganze Paket. Er weiß viel über Tanzen, Kunst, Fotografie, Architektur, er hat ein extrem breites Wissensspektrum und durchdenkt jedes Detail sorgfältig mit seinen Departments und Spezialisten. Wenn du seine Welt betrittst, wirst du unweigerlich Teil von ihr. Du wirst Material.

Sie arbeiten gern mit denselben Regisseuren wie Wes Anderson oder Robert Eggers.

Es macht Freude, wenn man sich versteht, wenn man das tut, was der andere will, und man die Ergebnisse mag. Ich schätze die Sicherheit, auf dem richtigen

Weg zu sein. Man investiert ja viel Zeit, bis man einer gemeinsamen Sprache vertrauen kann, die für alle zu guten Ergebnissen führt. Ich bin gern ein Bestandteil im Vokabular eines Regisseurs. Dann bekommst du andere Aufgaben, weil du eine feste Variable bist und damit Teil ihrer Kreation.

Wie läuft es dann mit jungen Regisseuren wie Olmo Schnabel, mit dem Sie „Pet Shop Days“ gedreht haben?

Mir tut es gut, auch mit Filmemachern einer anderen Generation oder mit einem anderen Background zu drehen. So kann ich vermeiden, dass der Erfolg mich bequem oder müde werden lässt. Junge Regisseure haben weniger Selbstvertrauen, weniger Erfahrung, aber sie verströmen eine besondere Energie. Und Hoffnung. Das liegt mir eher als die Klagen der Älteren, dass die besseren Tage der Branche vorüber sind.

Erstaunt es Sie nicht, wie schnell die Filmindustrie sich verändert?

Es scheint leider nur noch darum zu gehen, wie wir Filme sehen. Ich traure der Vergangenheit nicht gern nach, aber ich

schätze tatsächlich das Erlebnis, in ein Filmtheater zu gehen, mit Unbekannten im Dunkeln zu sitzen, bis dann Licht auf die Leinwand fällt und wir gemeinsam zum Träumen verleitet werden.

Ein Handy als Mikro-Filmleinwand ist für Sie ausgeschlossen?

Es geht dabei gar nicht um die Größe, sondern um die Aufmerksamkeit. Wenn man zu Hause etwas per Streaming sieht, ist die Konzentration eine andere, als wenn man rausgeht ins Kino und nachher noch darüber diskutiert. Man schafft einen Rahmen für die Aufmerksamkeit, in dem man überlegt, mit wem man den Film sehen möchte. Diese soziale Dynamik fehlt zu Hause. Ich finde das kollektive Erlebnis sehr wichtig. Kino verleiht uns Menschlichkeit.

Kommen Sie auch mit Misserfolgen so souverän klar?

Man weiß nie, worauf man sich einlässt und wie ein Film wird. Aber man hat die Wahl getroffen, mit wem man Zeit verbringen möchte. Das ist die beste Versicherung, um keinen lausigen Film zu machen oder Zeit zu vergeuden. Selbst wenn ein Film floppte, konnte ich die Gesellschaft von Künstlern genießen. Daher ist der Regisseur für mich immer ein stärkeres Kriterium als das Skript.

Sie beklagten mal, dass es nicht genug Sex in Filmen gebe. Bella, das Geschöpf in „Poor Things“, ist ein sehr sexuelles Wesen, ohne Vorurteile, Scham oder Schuldgefühle. Ist „Poor Things“ auch in der Hinsicht eine erfrischende Ausnahme?

Ich erinnere mich nicht, einen Sex-Mangel in Filmen registriert zu haben. Aber der Sex in „Poor Things“ ist eher Gesellschaftskritik in Kurzform. Er ist nicht explizit als Sex gemeint.

Sie spielen gern Exzentriker, wilde Kreative. Beim Spielen scheint Sie nichts zu schrecken. Auf der Berlinale polarisierten Sie schon mit „Inside“, wo Sie einen Kunststieb spielen, der über Monate in einem Penthouse festsetzt, umgeben von wertvollen Gemälden.

Die Dreharbeiten waren ein Genuss. Ich war zwar der einzige Schauspieler am Set, aber fühlte mich nicht allein. Meine Partner waren der Raum, die Gemälde, die Situation selbst. Obwohl das Drehbuch exzellent war und mir eine gute Struktur lieferte, mussten wir jeden Tag Probleme lösen. Das machte die Arbeit lebendig. Es ging gar nicht mehr um das Handwerk per se, sondern um Troubleshooting. Es war wie früher am Theater. Dort habe ich einen Grundsatz gelernt, der mich bis heute beim Spielen begleitet: Es geht um das Tun, nicht um das Zeigen.

„Poor Things“ ist vom 18. Januar an im Kino zu sehen.



Willem Dafoe bei der Academy Museum Gala in Los Angeles, Anfang Dezember

Foto Reuters

Im goldenen Käfig Graceland

Das Schulmädchen ist nicht naiv, aber sie hat keine Chance. Und der Rockstar ist zwar zärtlich zu ihr, aber er lebt nun einmal das Leben eines Rockstars: Sofia Coppola erzählt in ihrem neuen Film die Geschichte von Priscilla Presley – und das ganz ohne geläufige Elvis-Mythen und -Hits.

Elvis Presley war gerade an einem wichtigen Punkt seiner Karriere, als er Priscilla Ann Beaulieu kennenlernte. Die erste Schockwelle, die er mit seiner Stimme, seinen Hüften, seiner Energie durch die Welt gejagt hatte, war halbwegs verarbeitet. Nun ging es um seine Rollen im Kino, außerdem diente er gerade als Soldat in Deutschland. Die Bekanntschaft mit einem Schulmädchen passte da eigentlich ganz und gar nicht in sein Leben.

Priscilla wird ihm zugeführt wie ein Groupie, er macht ihr dann aber formvollendet den Hof. Sie ist vierzehn Jahre alt, er 24. Jeder Schritt zwischen den beiden wird mit den Eltern abgestimmt. Als Rockstar nimmt Elvis sich sexuelle Freiheiten, im Umgang mit Priscilla aber gibt er den idealen amerikanischen Schwiegersohn. Und so überwindet er auch Schritt für Schritt den Widerstand des Vaters, der von den neuen Zeiten, für die Elvis steht, keinen Schimmer hat. Elvis macht also auf altmodisch, auf alte Schule. Und damit beginnt eine seltsame Beziehung, die zwischen Zuneigung und Zurückweisung schwillert. Es dauert eine Weile, bis Priscilla überhaupt das

Heiratsalter erreicht hat. 1967 ist es schließlich so weit: In Las Vegas wird Hochzeit gefeiert. 1968 kommt Lisa Marie Presley zur Welt, die später eine nicht minder eigentümliche Beziehung zu einem Superstar haben sollte – sie war von 1994 bis 1996 mit Michael Jackson verheiratet.

Mit dem Film „Priscilla“ erzählt Sofia Coppola nun die Geschichte der Frau, von der man eigentlich vermuten würde, dass sie Elvis so nahe kam wie niemand sonst. Coppola ließ sich von dem Buch „Elvis und ich“ inspirieren, in dem Priscilla 1985 auf ihre Erfahrungen zurückblickte. Der Film lebt von der Spannung zwischen dem weltberühmten Superstar und seiner intimen Beziehung mit einer Frau, der er eine besondere Rolle in seinem Leben zugeordnet hat – in dem goldenen Käfig Graceland.

Priscilla ist keineswegs naiv, aber sie ist doch chancenlos in ihrer Isolation, fern von der Familie, während Elvis sich mit zahlreichen Menschen umgibt. Priscilla soll sich mit Schulbüchern beschäftigen und dabei möglichst nicht mitbekommen, dass Elvis bei Dreharbeiten seinen Ko-Stars offensichtlich näher kommt. Ihr eigenes Begehren

wird nicht im Geringsten ernst genommen, Elvis geht zwar zärtlich mit ihr um, sehr häufig aber ist er von seinem Tablettenkonsum ohnehin so beeinträchtigt, dass er im gemeinsamen Bett vor allem dahindämmert. Wenn sie ihn zu verführen versucht, vertrittet er sie auf die Hochzeitsnacht.

Der Altersunterschied, der einer der moralischen Codes des Films sein soll, schlägt sich bei Coppola auch durch einen Aspekt nieder, der sich aus der Besetzung der beiden Hauptrollen ergibt: Cailee Spaeny (bekannt aus „Devs“ oder „The Mare of Easttown“) wird von dem fast zwei Meter großen Jacob Elordi

(„Euphoria“ und aktuell „Saltburn“) so auffällig überragt, dass von einer Beziehung auf Augenhöhe schon allein physisch keine Rede sein kann.

Spaeny spielt ein zerbrechliches Wesen in einer Welt, die eigentlich nur einschüchternd wirken kann, die bei Sofia Coppola aber insgesamt schwer lesbar ist. Es wirkt ein bisschen so, als wollte sie um jeden Preis die geläufigen Elvis-Mythen vermeiden – ihr Film kommt auch ohne Elvis-Hits aus. Und doch kommt es dann einem so vor, dass sie stattdessen nur eine leere Rückseite gefunden hätte: der Blick von Priscilla auf den Superstar (und in dessen Spiegelung auf sich selbst) bleibt merkwürdig vage.

Baz Luhrmann erzählte von „Elvis“ zuletzt als große Oper der Popkultur. Der Gott des Rock'n'Roll in einer wichtigen Bewegung der Verausgabung, die nur in einem Kollaps enden kann, den Luhrmann allerdings virtuos hinauszögert. In „Elvis“ war der Manager Colonel Tom Parker der große Bezugspunkt für die Durchleuchtung eines Pop-Phänomens. Sofia Coppola ergänzt diese Perspektive nun durch ein kritisches Kammerenspiel, das von der Suggestion lebt, uns in das Innerste einer Existenz zu führen.

„Priscilla“ schließt deutlich an bisher erkennbare Interessen der Regisseurin an: Motive aus „Marie Antoinette“ (auch Graceland hat Aspekte eines höfischen Protokolls, jedenfalls, was den Umgang mit der jungfräulichen Trophäe betrifft) oder aus „Somewhere“ (der Star aus der Perspektive eines Mädchens) tauchen auch hier wieder auf. Gedreht wurde in Toronto, das echte Graceland in Memphis stand natürlich nicht zur Verfügung.

Nicht, dass es darauf entscheidend angekommen wäre, aber „Priscilla“ ist insgesamt von einer leicht sterilen Distanz geprägt, die nicht nur durch die Studio-Atmosphäre entsteht. Sofia Coppola war immer schon eine Regisseurin, die vor allem dann auf einen Punkt kam, wenn sie Außerlichkeiten und Oberflächen zum Sprechen bringen konnte. In „Priscilla“ begibt sie sich nun auf die Spur einer besonderen Form von Missbrauch durch Überhöhung und Fetischisierung. Elvis sah in seiner Frau offensichtlich vor allem ein Objekt. Leider findet Sofia Coppola in ihrer Darstellung keinen überzeugenden Zugang zu dem Subjekt Priscilla.

BERT REBHANDL

Von Donnerstag an im Kino



Jacob Elordi und Cailee Spaeny in Sofia Coppolas „Priscilla“

Foto MUBI